

**Monika Maaßen**

## **Kosovo – so fern und doch so nah**

### **Überblick**

Meine ersten Schritte als Supervisorin in der Fremde	1
Die Zusammenarbeit vor Ort	3
Wie arbeiten wir	3
Literaturtipp	5

### **Meine ersten Schritte als Supervisorin in der Fremde**

Jeden Tag verlassen wir Räume, unser Zuhause, und betreten andere wie z.B. den Arbeitsplatz, die Praxis. Manchmal überschreiten wir dabei bewusst oder unbewusst, tatsächlich oder gefühlt Grenzen. In der supervisorischen Praxis werden wir oft mit Grenzen und Begrenzungen konfrontiert. Der Artikel von Inge Zimmer-Leinfelder und Franz X. Leinfelder „Wenn Supervision an ihre Grenzen stößt...“ hat mir dies wieder vergegenwärtigt (in: Supervision Heft 4, 2014, S. 25-27). Grenzen und Begrenzungen bei den Menschen und in Organisationen zu akzeptieren, fällt mir nach wie vor schwer. Manchmal "rette" ich mich mit der Vorstellung, dass nicht jeder Prozess ein gutes Ende nehmen muss, es manchmal besser ist, wenn er eine Begrenzung durch Abbruch findet.

Wenn wir einen Prozess beginnen, wird er gleich mit Begrenzungen vereinbart: Zeit, Dauer, Inhalte etc.. Manchmal versäumen wir, dies gut im Kontrakt festzuhalten. Hier spiegelt sich für mich oft die eigene Unsicherheit, Enden zu gestalten. Diese Fragen beschäftigen mich sehr, da ich Erfahrungen mit einem supervisorischen Angebot im Kosovo mache.

Seit 2000 reise ich aus privaten Gründen regelmäßig ins Kosovo. Vor dem Krieg habe ich nicht wirklich bewusst realisiert, dass es diese Region gibt. Seither habe ich nachgeholt zu lernen, dass die jugoslawischen GastarbeiterInnen, die ich in Köln als Jugendliche kennengelernt habe, aus sehr verschiedenen Regionen kamen und vor allem sehr unterschiedliche Ethnien hatten. Im Nachhinein bin ich verwirrt, dass ich über eine große Region Europas so wenig Wissen hatte.

Mir begegnet immer wieder Unverständnis, wenn ich erzähle, dass das Kosovo nicht am Meer liegt und es dort immer noch Konflikte zwischen Kosovo-AlbanerInnen und SerbInnen, aber es keinen Kriegszustand mehr gibt. Ich schreibe dies, weil es schon sehr bemerkenswert ist, wie wenig wir über das jüngste Land Europas wissen.

Zunehmend in die Schlagzeilen kam dieses Land, als Anfang 2015 viele Menschen ausgereist sind und in Deutschland Asyl beantragt haben – inzwischen ist Kosovo als sicheres Herkunftsland eingestuft und Asylanträge werden abgelehnt. Dabei gibt es dort viel Armut, Diskriminierung von Roma und für die überwiegend junge Bevölkerung schlechte Bildungs-

und Arbeitschancen. Hitzig sind die Diskussionen, warum die KosovarInnen selbst so wenig verändern.

Es ist schwer, nicht Klischees zu bedienen. Aber ich treffe dort – neben dem, dass ich oft genervt bin, weil vieles vergeblich war – auf freundliche Menschen, Gastfreundschaft, engagierte Männer und Frauen, die versuchen die Situation im Land zu verbessern. Ich habe wunderschöne Landschaften kennengelernt, guten Wein und – auch als Vegetarierin – gutes Essen. Es gibt natürlich auch dort diejenigen, die mit den vielen AusländerInnen im Land und den politischen Einmischungen hadern und dies zum Ausdruck bringen.

Über viele Jahre habe ich einen Besuch in Mitrovica vermieden. Die Stadt, über die so viel berichtet wurde, weil die Spannungen zwischen AlbanerInnen und SerbInnen immer wieder aufbrechen, war mir zu fremd. Nachdem ich bei einem Besuch der Diakonie Kosovo in Mitrovica zum ersten Mal über die Brücke gegangen bin, an der es immer wieder zu Auseinandersetzungen kam, und dabei im Gespräch mit Xhevahire Balaj höre, wie wichtig es ist, für Ausbildung und Verständigung zu arbeiten, habe ich mich nicht mehr entziehen können.

Seit 2014 arbeite ich mit großen Abständen im Psychosozialen Zentrum für Traumatherapie der Diakonie Kosova als Supervisorin. Das Zentrum ist Teil eines umfangreichen Angebots der Diakonie Kosova, die durch die Diakonie Trier unterstützt wird. Das gesamte Angebot der Diakonie beinhaltet die Beratung von RückkehrerInnen, ein Schulungszentrum für schnell erlernbare Berufe (Installation, Schneiderei, Fliesenlegen), eine Hühnerfarm, auf der behinderte Menschen arbeiten, ein Jugendzentrum und inzwischen einen Kindergarten.

Das Psychosoziale Zentrum wurde vor 3 Jahren gegründet. Die Psychologin Xhevahire Balaj ist die Leiterin, mit ihr arbeiten dort 5 MitarbeiterInnen (ein Arzt und Psychologinnen, eine Krankenschwester). Das Zentrum liegt im albanischen Teil der Stadt, seit etwas mehr als einem Jahr gibt es ein Angebot durch eine serbische Mitarbeiterin ebenfalls im serbischen Teil. Frau Balaj und der ärztliche Kollege haben in Deutschland eine Ausbildung in Traumatherapie abgeschlossen. Eine weitere Mitarbeiterin hat die Ausbildung in Deutschland im vergangenen Jahr begonnen.

Seit Beginn des Zentrums wird eine eigene Ausbildung in Traumatherapie angeboten, die sich an Standards orientiert, die die MitarbeiterInnen in Deutschland und der Schweiz kennengelernt haben. Diese Ausbildung beinhaltet auch, dass es Supervisionsphasen gibt. Immer wieder werden ExpertInnen aus Deutschland oder der Schweiz für Vorträge und Workshops eingeladen. Da es im Land noch zu wenige ausgebildete BeraterInnen für diese Thematik gibt, wird diese Möglichkeit genutzt. Die meisten KollegInnen arbeiten mit, weil sie erleben, dass hier eine konkrete Unterstützung möglich ist. So bietet z.B. Frau Prof. Dr. Magdalena Stemmer-Lück, Psychoanalytikerin und Supervisorin (Münster), mehrtägige Workshops an, die sich mit Diagnostik und der Entwicklung als BeraterIn oder TherapeutIn beschäftigen.

## Die Zusammenarbeit vor Ort

Seit zwei Jahren biete ich für 2 Gruppen supervisorisches Arbeiten an. Die Gruppe der Kosovo-AlbanerInnen ist zwischen 10 und 19 Teilnehmenden groß. Davon sind vier feste MitarbeiterInnen aus dem Psychosozialen Zentrum. Zeitweise nehmen auch PraktikantInnen oder die Krankenschwester des Zentrums teil. Die serbische Gruppe besteht aus sieben Teilnehmenden, davon eine hauptamtliche Mitarbeiterin. Sie stehen am Anfang der Ausbildung. Es finden sich leider kaum ÜbersetzerInnen vom Deutschen oder Albanischen ins Serbische.

Es werden pro Einheit 6 Stunden vereinbart. Die TeilnehmerInnen kommen aus dem gesamten Kosovo und haben manchmal bis zu zwei Stunden Anfahrtszeit. Die serbische Gruppe nimmt komplett teil, von der albanischen Gruppe sind ca. 8 regelmäßig anwesend. Der Versuch, zwei kleinere Gruppen zu bilden, scheiterte an zeitlichen Bedingungen. Die TeilnehmerInnen arbeiten als Ärztinnen in der Psychiatrie, als PsychologInnen bei Hilfsorganisationen oder Regierungsstellen, als SchulpsychologInnen oder SozialarbeiterInnen in den verschiedenen Feldern.

Wir arbeiten mit ÜbersetzerInnen, oder einzelne TeilnehmerInnen übersetzen, vom Deutschen ins Albanische. Manchmal sprechen wir Englisch, dann wird ins Albanische oder Serbische übersetzt. Das gleichzeitige Stimmengewirr ist anstrengend, aber alle sind aufmerksam. Wir lachen viel, auch weil es oft lange dauert, bis durch die Übersetzung deutlich wird, wer was wie meint. Beide Sprachen verstehe ich nicht, meine Versuche, sie zu lernen, sind gescheitert. Geschätzt wird, dass ich regelmäßig ins Kosovo reise. Verwunderung löse ich damit aus, dass ich nicht immer bei meinem Mann lebe und nur eine kleine Familie habe, das ist eher unüblich.

## Wie arbeiten wir

Mit meinen Vorstellungen von Supervision komme ich oft an Grenzen: der zeitliche Rahmen, Themen, begrenzte Redezeit etc.. Die Einführung eines Fallberatungsmodells ist zunächst ein Hilfsmittel und es ist meine Hauptaufgabe, eine Einfühlung für die FalleinbringerIn oder die KlientIn zu erreichen. Selbstreflexion ist für einige eine schwierige Aufgabe, prozesshaftes Arbeiten scheint fast unerträglich. „Wir haben das nicht gelernt, das ist fremd...“ oder „Die ÄrztInnen sollen doch mal sagen, was man machen kann!“

Wer versteht wen? Immer wieder gibt es lange Erläuterungen über die Kultur, was geht und was nicht geht. Die meisten Klienten werden von Familienangehörigen in die Therapie oder zur Beratung gebracht. Ist die Zustimmung durch die Familie sicher, steht einer längeren Behandlungs- und Beratungszeit nichts im Wege. Erleichtert wird die Zusammenarbeit auch, wenn ein Hoxha oder ein Imam den Besuch der Beratungsstelle „erlauben“.

Ich gebe Rückmeldungen und stelle Fragen aus meiner Kultur, erzähle – natürlich auch nur aus meiner Wahrnehmung –, wie ich in Deutschland auf den Fall schauen würde. Darauf

folgt mindestens eine Aussage: „Bei uns ist das anders...“ „Das geht nicht, man kann die Familie nicht verlassen...“

Wie schon oben beschrieben, machen alle eine Fortbildung in Traumatherapie oder Beratung. Die Ausgangsfälle bei unserer Arbeit sind z.B.

- Kriegs- und Rückkehrtraumatisierungen, wenn z.B. eine Familie nach fast 10 Jahren aus Deutschland zurückgeschickt wird und der Vater gewalttätig gegenüber der Frau und der Tochter ist. Der Sohn bleibt verschont.
- Der sexuelle Missbrauch durch einen nahen Verwandten, von dem die Familie abhängig ist. Die betroffene junge Frau ist zunehmend aggressiv.
- Der verlorene Lebensmut nach einem schweren Unfall, den die Mutter verursacht hat und bei dem die Tochter erhebliche Verletzungen erlebt hat. Die junge Frau hat seither Schwierigkeiten in der Schule, erlebte Gewalt wird erst bei Gesprächen deutlich.
- Homosexualität – Der Sohn wurde als Kleinkind von der Mutter, die den kleineren Bruder mitnahm, beim Vater zurückgelassen. Ein Onkel kümmert sich scheinbar „liebvoll“ um den Jungen, der immer häufiger ohnmächtig wird.

Die Beraterinnen und Berater gehören zur ersten Generation ihrer Berufsgruppen, die solche Beratungen anbieten. Sie werden konfrontiert mit gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten und sind selbst darin gefangen. Der Wunsch, es möge freier und einfacher sein, ist groß, die Hoffnung aufgrund der schwierigen politischen Situation und geringer Veränderung klein. Auch aus diesen Gruppen versuchen einige, über ihre Sprachkenntnisse ins Ausland zu kommen und mehr Chancen auf Arbeit zu bekommen.

Die Beratung stößt auch immer wieder an Grenzen, weil es ein kleines Land ist, in dem sich viele untereinander kennen. Dies führt m.E. oft dazu, dass nicht ein konkreter Fall angesprochen wird, sondern „nur“ nach konkreten Vorgehensweisen gefragt wird. Manchmal frage ich mich, wie sie mich aushalten, meine Fragen, meine Ideen und Angebote. Doch gibt es nach einem gemeinsamen Tag immer wieder Interesse an weiteren Treffen. Zwar gibt es durch die Ausbildung eine Verpflichtung, aber auch viele Möglichkeiten, sich dieser zu entziehen.

Manchmal denke ich, alles müsste viel schneller gehen, es müssten AlbanerInnen oder SerbInnen selbst Supervision anbieten. Es gibt auch KollegInnen aus anderen Ländern, die von Hilfsorganisationen geschickt werden. Aber zunehmend scheidet es an der finanziellen Ausstattung. Es wird noch lange dauern, bis sich Supervision etabliert – auch in der Ausbildung bzw. in den angebotenen Studiengängen. Mit meinen Vorstellungen aus Deutschland stoße ich an viele Grenzen und lerne, wie sich langsam etwas entwickelt. Ich lerne, wie mit viel Geduld, Humor, Spontaneität und Flexibilität etwas zustande kommt. Hier gilt es auch viel auszuhalten oder zu halten. Zudem ist die persönliche Konfrontation mit dem Fremden ständig aktuell und kommt mit der derzeitigen gesellschaftlichen Diskussion immer weiterreichende Facetten. Die Erfahrung verändert meine Arbeit hier in Deutschland.

So komme ich wieder zu den Fragen vom Anfang, die sich (noch) nicht beantworten lassen. Im Rahmen einer Beratung mit KollegInnen – denen ich an dieser Stelle ausdrücklich danken möchte – stellen sich solche Fragen aber als Forschungsfragen, immer wieder neu und für die Auseinandersetzung mit Grenzen und dem Fremden immer mehr.

### **Literaturtipp**

Lulzim Dragidell: Die Nachkriegsgesellschaft im Kosovo. Eine Einordnung aus Sicht der Sozialen Arbeit. In: Sozial Extra. Zeitschrift für Soziale Arbeit. Heft 1, 2016, S. 10-14.

Der Autor ist Leiter des Departments Soziale Arbeit an der Universität Prishtina/Kosovo.